

<b>Zeitschrift:</b>	Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles
<b>Herausgeber:</b>	Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft
<b>Band:</b>	1 (1958)
<b>Heft:</b>	1
<b>Artikel:</b>	Ist Bibliophilie zeitgemäss? : Überlegungen zur Zeitschrift "Librarium"
<b>Autor:</b>	Scherrer, Paul
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-387828">https://doi.org/10.5169/seals-387828</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## IST BIBLIOPHILIE ZEITGEMÄSS?

### Überlegungen zur Zeitschrift «Librarium»

«*Librarium*» nennt sich unsere neue Zeitschrift<sup>1</sup>, was schon in Ciceros Latein «Buchbehälter» bedeutet. Unwillkürlich erinnert die deutsche Übersetzung an einen berühmten Druck des ausgehenden 15. Jahrhunderts, den bei Koberger in Nürnberg 1491 erschienenen «*Schatzbehalter*». Ein Schatzbehalter möchte denn auch unsere Zeitschrift werden oder (um in Kobergers Titel fortzufahren) ein «Schrein der wahren Reichtümer des Heils und der ewigen Seligkeit» – freilich nicht in dem theologischen Sinne, wie der Franziskaner Stephan Fridolin das Buch meinte, sondern in einem weltlicheren und modernen. Sie soll der Auffassung dienen, dass jeder wirkliche Bibliophile die wahren inneren Reichtümer in den geliebten Büchern sucht und überzeugt ist, diese schlössen heilsame Aufrichtung des Gemüts und unvergängliche, von der Trübsal des Alltags nicht zu verdüsternde Seligkeiten in sich.

So wollen wir bestrebt sein, aus diesem «Buchbehälter» einen «Schatzbehalter» zu machen. Das heisst, nicht wahllos bewahren, sondern das Wertvolle auswählen. Dennoch widerstanden wir der Verlockung, Kobergers Titel für unsere Zeitschrift zu übernehmen. Wir entschlossen uns für das anspruchslosere und ein wenig nüchterne la-

teinische Wort, weil wir alle prätentiöse Spielerei und Verspieltheit, wie sie in glücklicheren Zeiten so oft der Bibliophilie anhaftete, zu meiden gesonnen sind.

Ausserdem aber hebt das römisch-sachliche «*Librarium*» die Zeitschrift mit leiser Betonung in jene übernationale Sphäre, die durch die Jahrhunderte des Mittelalters und der Renaissance, aber auch noch bis weit in die Neuzeit hinein europäische Bildungsebene war und die Werke einer Weltliteratur vermittelte, wie es sie seither in dieser Art nicht mehr gibt. Ihre grossartige Weite, ihre Einheit und die alle Länder umfassende Verständigungsgrundlage besass sie in der lateinischen Sprache. Wir unterschätzen heutzutage oft den Wert einer solchen in die geläuterte Klarheit des Überindividuellen gehobenen Gemeinsprache, wiewohl mehr als ein Dutzend Versuche, sie in künstlichen Sprachen, wie dem Esperanto, Interlingue, Novial (und wie die andern «Welthilfs-sprachen» alle heissen) wieder aufleben zu lassen, das nie erstorbene Bedürfnis danach belegen könnten.

Wir glauben nicht daran, dass sich solche sprachlichen Einheitsbestrebungen durchzusetzen vermöchten. Aber was linguistisch utopisch scheint, weil sich das Rad der nationalsprachlichen Entwicklung nicht zurückdrehen lässt, ist *geistig* möglich. Gerade eine schweizerische Zeitschrift für Bücherfreunde wird darin ihre Berufung sehen. Sie soll der Eigenart unseres viersprachigen Landes gemäss allen Sprachgebieten – auch den auf unserem Boden nicht beheimateten – offen sein und der Weltweite der Bildung und des Interesses dienen. Dies möchte der lateinische Name andeuten. Universale Haltung im Geistigen ist eine Forderung der Zeit.

<sup>1</sup> Die Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilesellschaft erschien von 1944–1957 in vierzehn Bänden unter dem aus Jacob Lochers lateinischer Übersetzung des «*Narrenschiffs*» von Sebastian Brant übernommenen Titel «*Stultifera Navis*». Um die von Dr. Emanuel Stickelberger massgeblich redigierten Jahrgänge als einheitliche Reihe herauszuheben, beschloss die Gesellschaft 1955, dass die Zeitschrift mit dem Übergang des Vororts nach Zürich einen neuen Titel erhalten müsse.

Aber auch die nüchterne Strenge, wie sie der lateinische Sprachgeist verkörpert, ist es.

Wer sich ernsthaft mit Bibliophilie beschäftigt und gleichzeitig ins drängende Leben der Gegenwart, in die rasende Entwicklung von Wissenschaft, Technik, Wirtschaft, Politik hineingerissen ist und alle diese Erscheinungen als unerlässliche Voraussetzungen zur Erhaltung unseres nackten Daseins anerkennt, der kommt um die *Grundfrage* nicht herum, *wie weit Bibliophilie überhaupt noch zeitgemäß sei*.

Sie stellte sich vor etwa zehn Jahren, nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, noch viel gebieterischer als in der heute durch die Euphorie einer langdauernden Hoch- und Überkonjunktur gehobenen Schweiz in einem Nachbarlande, Deutschland. Denn angesichts der Zertrümmerung und Zerrüttung alles Früheren gab es damals in der Not des Augenblicks Unentbehrlicheres und Lebenswichtigeres wieder aufzubauen als eine in die Brüche gegangene Organisation von Liebhabern und Sammlern. Es kam dazu, dass der Bibliophilie alte Sünden nachgetragen wurden. In den deutlich der Dekadenz verfallenen Zeiten vor dem grossen Kriege von 1914 und später in der entwurzelten Übergangszeit zwischen seinem Ende und den unselig verfehlten totalitären Aufräffungs- und Weltverbesserungsversuchen neigte sie im allgemeinen, besonders aber mit gewissen Randgebieten, unbestreitbar zur Tändelei und zu überflüssigem Luxus. Es waren die Jahre, in denen Thomas Mann den Helden seiner Künstlernovelle *Tonio Kröger*, über den «kranken Adel der Literatur» sprechen und ihn sagen liess: «Das Reich der Kunst nimmt zu, und das der Gesundheit und Unschuld nimmt ab auf Erden.» Diese morbide Spielart des Sammelns hat die Bibliophilie bei vielen redlichen Freunden des Buches, oft gerade bei den sachkundigsten und treuesten, die allem oberflächlichen Dilettantismus abhold sind, in ein schiefes Licht gebracht. Vorweg schreckte es weite Kreise der Bibliothekare und Literaturwissen-

schafter ab, wenn etwa die «Gesellschaft der Münchener Bibliophilen» 1908 «Ein Dutzend Briefe von Kant, Lessing, Schröder, Lichtenberg, Bürger, Goethe, Fichte, Hoffmann, Görres, Heine, Grabbe, Halbe. Erstmalig in Druck» gab, von denen nur der mit Facsimile wiedergegebene Brief von Kant (als raffinierter Lockvogel für die Gutgläubigen), der von Schröder und ein Teil des Fichtebriefes echt waren. Die übrigen brachten bewusste «Fälschungen», das heisst witzige Mystifikationen und Parodien, welche die Editoren verfasst hatten. Obwohl nur in 50 Exemplaren hergestellt und nicht im Handel erhältlich, stiftete dieser literarische Ulk Verwirrung und überschritt damit die Grenze des zulässigen Unfugs auch für viele, die dem Humor im Buche durchaus ein ausgedehntes Recht zusprechen. Verscherztes Vertrauen aber wirkt so nachhaltig fort wie wenig anderes. Auch die Protzerei mit zahlreichen durch teure Ausstattung snobistisch aufgedonnten Belanglosigkeiten schädigte den Glauben an die kulturelle Sendung der Bibliophilie. Diese vorgetäuschten Pretiositäten erreichten zudem selten ihren Zweck, der Nichtigkeit des Inhalts oder des Veranstalters auch nur vorübergehende Beachtung zu verschaffen.

Am unerfreulichsten waren die «Privatdrucke» erotischer Literatur, bei denen die nummerierten und in der Zahl limitierten Vorzugsausgaben nichts anderes als ein bequemes Mittel bedeuteten, Gesetzesparagraphen, welche die Verbreitung unsittlicher Schriften verboten, zu umgehen.

So wurde die Bibliophilie in mannigfachem Missbrauch zum Deckmantel ironischer Persiflage, ehrgeiziger Pseudo-Buchkultur und unsauberer Geschäftsmacherei herabgewürdigt. Das hat ihr schwerer geschadet, als man gerne zugibt. Unter den Gesichtswinkeln des bedrückenden Ernstes der heutigen Zeit erscheint dieses lockere Treiben als spukhafte Frivolität einer begüterten Gesellschaft, die sich am Rande des Abgrunds in bedenklichen Lustbarkei-

ten austobt. Hokuspokus solcher Art ist allerdings, wenigstens im deutschen Sprachbereich, vorüber und erledigt.

In der kritischen Lage nach dem Zusammenbruch vom Jahre 1945 nun besannen sich die deutschen Bibliophilen auf einen Grundwert ihres Tuns<sup>2</sup>. Rudolf Alexander Schröder bezeichnete diesen in seiner Lichtenfelser Bibliophilenrede von 1948 mit dem Wort: «*Dauerhaftigkeit*». Zunächst bot sich der Begriff in einem ganz materiellen Sinne an. Die Ersatzstoffwirtschaft drohte, alles Gedruckte in kurzer Frist dem Zerfall und Untergang auszuliefern. Nur wenn statt auf getrockneten Holzschliffbrei auf edles Hadernpapier gedruckt wurde, konnte man hoffen, Büchern Dauer zu verleihen. Aber mit dem Wunsch nach Dauer griff man unversehens über das materielle Fortbestehen hinaus. Denn vernünftigerweise hatte es ja nur Sinn, solchen Texten Zeitbeständigkeit zu sichern, die auch ihrem Gehalte nach erwarten liessen, dass sie nicht schon mit dem Dahinwelken unserer Generation hinfällig würden oder gar mit dem Druckjahr sich verflüchtigten. Dem Bibliophilen war also, mehr als in Tagen des Überflusses, die *Verantwortung* auferlegt, zu prüfen, auszuwählen, das nur Modische vom voraussichtlich Bleibenden zu sondern. Sie überband ihm eine Aufgabe, die in unserer Periode der grossen Erschütterungen und Umwälzungen weit über die persönliche Vorliebe hinaus von grösster kultureller Tragweite ist. Sie zwingt zur Besinnung über den Augenblick hinweg. Sie schliesst Verpflichtung für die Zukunft in sich. Indem aber der Wählende vorwärts schaut, fragend, was dauern könne, sieht er sich unausweichlich gedrängt, auch rückwärts zu blicken. Er hat zu ermitteln, was denn *bisher* von Bestand war. Das führt ihn

zur Auseinandersetzung mit den Werten der Tradition. Über die verwirrende Gegenwart erhoben, wird er unwillkürlich zum Glied in der Kette, die Vergangenheit und Zukunft verbindet.

Diese einfachen Zusammenhänge kennen wir im Grunde alle. Denn die meisten von uns sammeln ja das *alte* Buch. Aber vielleicht ist nicht jedem klar, dass er mit seiner persönlichen Liebhaberei einen *höheren Auftrag* befolgt, der in Zeiten der Auflösung und Ziellosigkeit erfüllt werden muss: den Auftrag, zu *bewahren*. Wer das moderne Leben auch nur einigermassen überblickt, sieht die tolle Jagd nach dem Neuen, dem immer Neuesten und dem jeweils *noch* Neueren. Und er erschrickt oft vor der Haltlosigkeit, die aus solchem besinnungslosen Hetzen folgt. Der Sammler hingegen schafft mit seinem *Bewahren* das Gegengewicht, das die Waage wieder in ausgeglichenere Lagen bringt.

Weil nun aber jeder echte Sammler mit dem Herzen bei seiner Sache ist, bewahrt er nicht nur; er will auch das Bewahrte zu neuem Leben erwecken. Dabei macht er eine heutzutage fast unwahrscheinliche Erfahrung: er erlebt, dass wir Menschen gar nicht, wie man uns mehr und mehr weismachen will, zu endloser Progression und immer raffinierterer Perfektibilität bestimmte Geschöpfe sind. Wir sind im Gegenteil in unsern Grundanlagen sehr konstante, ja, geradezu schwer umzuformende Wesen. Eigentlich weiss das jeder Erzieher und jeder Theologe, wenn er den mangelhaften Erfolg seiner Bemühungen, die Menschheit zu bessern, bedenkt. Aber diese dem moralischen Fortschritt so hinderliche Trägheit hat doch auch ihr Gutes! Nur vermöge dieses in den tieferen Schichten, vor allem im Gefühlsleben, so ausserordentlich zeitbeständigen Naturells des Herrn der Schöpfung – auf dem doch auch im atomischen Zeitalter nach wie vor das Kulturgeschehen beruht – können wir ja andere Generationen selbst über Jahrhunderte hin als geistesverwandt erkennen und verstehen.

---

<sup>2</sup> Von hier an sind in erweiterter Form Gedanken verarbeitet, die der Schreibende anlässlich der Übernahme des Vorsitzes der Schweizerischen Bibliophilengesellschaft am 21. September 1957 in Basel ausführte.

Aus der Beschäftigung mit der Vergangenheit erhebt sich dann die Gestalt des Menschen, der in seinem Antlitz die unverwischbaren Züge des Ewigen trägt, mag es auch noch so sehr entstellt und von den jeweiligen Zuckungen der Zeit verzerrt werden.

Mir scheint, es sei nötig, daran zu erinnern und zugleich auszusprechen, wie tief die Bibliophilie der Tradition, in dieser aber stets nicht nur dem Ästhetischen, sondern noch viel mehr dem Geistigen in seiner Gesamtheit verpflichtet ist.

Ein Zweites: Unser Sammelobjekt sind Bücher, und Bücher sind heute zum grössten Teil Drucke. Druckerei ist ein redliches Handwerk; neuerdings muss man sie gar eine Technik nennen. Von hier aus öffnet sich nun eine tiefe Perspektive, wie Technisches das Geistige beeinflusst, wie das Kleine ins Grosse, das Alltägliche ins Ausserordentliche hinüberspielt. Die Hintergründe sind unabsehbar und würden den Rahmen der Erörterung sprengen. Beschränken wir uns auf die Einzelheit, dass die technisch bestimmte Typography eine grossartige, wenn auch strenge Lehrmeisterin in der kulturellen Schulung ist.

Zunächst: unsere abendländischen Schriften bestehen aus Buchstaben. Der Buchstabe allein jedoch bleibt bedeutungsarm. Erst im Satz, im Wort wird er sinnhaft, und erst die Seite, das ganze Buch ist vollends Träger des Geistes. Das Einzelne braucht also, um sich ganz zu entfalten, den *Zusammenhang*. Das sind natürlich Binsenwahrheiten. Aber unser Zeitalter der Spezialisierung, der Isolierung und Atomisierung vergisst sie nur allzuoft. In der Kunst etwa ist die Emanzipation der einzelnen Elemente von Farbe und Form teilweise bis zum Irrsinn getrieben worden, zur Selbstauflösung von allem, was einst als Ideal des Vollmenschen, des «uomo universale» galt. Da kann Beschäftigung mit der Typography als Korrektiv wirken und uns zum Gefühl für das Organische zurückführen, zur *humanen Harmonie* aller Kräfte.

Es schadet nichts, dass die Typography dabei, wie alle guten Lehrer, ein klein wenig pedantisch ist. Denn sie duldet keine Unsauberkeit, keine Unschärfe, sie verlangt Präzision, Akkuratesse. Sie widersetzt sich jedem Bluff, der mangelhaftes Können mit einem genialischen Liniengewirr über- spinnt, woraus sich der Beschauer dann selber den formgebenden Strich heraus suchen darf. Druckschriften sind erfreulich eindeutig. Sie müssen ja klar sein, denn man soll sie doch leicht lesen können. Sie bieten wenig Spielraum für Willkür, und wo sie sich auf Mätzchen einlassen, hat man es bald satt. Es gibt kaum eine ehrlichere und anständigere Kunst als die Typography. Anständigkeit und Ehrlichkeit in der Kunst aber sind wohl die aussterbenden Gattungen, die wir sorglich hegen müssen.

Man mag auch schwerlich eine zartere Kunst finden als die Typography. Wie minutiös sind die Mittel, mit denen Schriftentwerfer den Charakter ihrer Lettern formen. Leichteste Abweichungen in Schlankheit oder Fülligkeit, Brechung oder Rundung, Strenge oder Lockerung im Zierat bestimmen ihn. Es braucht geschulte Augen und übergewöhnliche Feinervigkeit, die Unterschiede überhaupt wahrzunehmen. Kaum je schlägt eine Welle aus den brutalen Wirkungen des Reklame stils in diesen Bereich hinüber. Da herrscht noch die Qualität; für die massive Quantität bleibt nicht viel Platz.

Zudem: in diesem Bezirk des Ästhetischen ist das Abstrakte legitim. Typen sind ja im höchsten Grade unsinnliche Formen, ganz entmaterialisiert und spiritualisiert. Denkt man gar an die islamischen Schriftkünste, so möchte man eine Mystik des Schreibens verfassen.

Begnügen wir uns mit der schlichteren Feststellung, dass im Druckgewerbe noch der alte, segensreiche Zusammenhang von Handwerk, Technik und Kunst gewahrt ist, wiederum eine organische Einheit, die anderwärts, etwa in der Graphik, schon verloren ging. Dort erklärt sich ja der Zeich-

ner als unzuständig für Beschriftungen, der Schreibkünstler beherrscht das bildliche Zeichnen nicht mehr. Bald werden wir Initialvirtuosen und «i»-Punkt-Spezialisten haben und wieder so weit sein wie in der Zerfallszeit des spätmittelalterlichen Handschriftenwesens, als Schreiber, Miniatur und Illustrator sich in die rohe Fabrikation der Bücher teilten.

So lehrt uns die Typographie manches, was auch im allgemeinen fruchtbar werden könnte. Vor allem aber entwöhnt sie uns des Gefunkers und der Pfuscherei und erzieht zu einem subtilen Geschmack, zur Empfänglichkeit für differenzierte Mittel und stille, reine Wirkungen. Sie verlangt unerbittlich besinnliche Versenkung ins Einzelne, ins Behutsame, Leise.

Das Dritte schliesslich, wovon ich sprechen möchte, ergibt sich aus dem Ersten und Zweiten: es ist das *Verhältnis von Gehalt und Gestalt*. Im guten und schönen Buche – sonderbar: unvermerkt sind wir da zum griechischen *καλὸς κἀγαθὸς* gelangt – also: im guten und schönen Buche werden sie zur Einheit. Dieser Zustand ist heute recht leidlich erreicht. Die Periode, worin wertvoller Inhalt in wenig gepflegter Form geboten wurde, und der Gegenzug darauf, der aufgetakelte Wertlosigkeiten produzierte und morsche Zerfallsliteratur in klassische Gewänder verummigte, ist verhältnismässig rasch verlaufen. Dass gerade die zweckgebundene Buchkunst so bald den Ausgleich zwischen Form und Inhalt fand, bleibt aufschlussreich. Es rückt sie in den Vergleich zu andern zweckbestimmten Gebieten, wie etwa dem Brückenbau, Schiffsbau, Flugzeugbau. Auch in ihnen bildeten sich schöne, funktionell überzeugende Formen schon heraus, als in den «freien Künsten» Gestalt und Gehalt noch arg auseinanderklafften. Die Buchkunst offenbart, wie verfehlt es ist, mit geistiger Überheblichkeit die Form für unwesentlich zu erklären, oder umgekehrt von einem l'Art-pour-l'Art-Standpunkt aus zu behaupten, die Art der Darbietung sei alles, der Inhalt nichts.

Auch da weist die Bibliophilie in die Zukunft, das heisst: auf die Einheit. Das Buch ist eben Kunstgegenstand und Träger des Geistigen zugleich. Es spricht den Menschen von den beiden Seiten seiner Wesenheit an. Darüber belehrt schon Shakespeares Gräfin Capulet aus der reifen Fülle des Lebensgefühls der Renaissance die junge Julia:

“That book in many's eyes doth share the glory

that in gold clasps locks in the golden story.”  
(Das Buch glänzt allermeist im Aug der Welt,

das goldne Lehr in goldnen Spangen hält.) Ist uns etwa diese allseitige Aufgeschlossenheit für seine Schönheiten abhanden gekommen? O nein! Noch heute wendet sich ja das Buch nicht nur an Geist, Seele und Augen; wie mancher Bibliophile geniesst es auch mit andern Sinnen, schnuppert den Geruch köstlicher Lederbände, streichelt liebevoll die Glätte des Pergaments oder schnüffelt sich in die Atmosphäre der Zopfzeit zurück, wenn ihm aus seinen Schmöckern der penetrante Geruch des Schnupftabaks in die Nase steigt, den sie zweihundert und mehr Jahre lang festgehalten haben.

Man sollte dies als eine wohltätige Mahnung der Bücher an uns beachten: es ist völlig in Ordnung, dass der Mensch von dem, was er liebt, in seiner Gänze beansprucht werde. Das wirkt als Antidot gegen die Krankheit der Vereinseitigung und Spezialisterei mit ihren schizophrenen Aufspaltungen, die sogar in der bildenden Kunst bald nur noch die abstrakte Klügelei, bald bloss die leere Augenfälligkeit oder die dumpfen Emotionen gelten lassen wollen, anstatt die Einheit alles Geschaffenen zu erkennen.

Die Bibliophilie weiss tausend Wege, um zu ihr zu gelangen. Sie pflegt ja nicht nur schöngestigte Literatur. Die grossen Sammelgebiete der alten Kunst- und Architekturbücher mit ihren herrlichen Holzschnitten und Stichen, die fesselnden frühen Reisewerke und Atlanten erweitern ihren Gesichtskreis. Alte Medizin, Alchemie,

Physik, Technik bieten auch den naturwissenschaftlichen und den auf die angewandten Fächer eingestellten Interessen einen noch viel zu wenig bekannten Reichtum von Köstlichkeiten. Die botanischen und zoologischen Bilderwerke üben seit langem – leider oft in einzelne Blätter zerissen – eine grosse Anziehungskraft aus. Es gibt kaum ein Feld menschlicher Kunstübung und wissenschaftlichen Forschens, zu dem die Bibliophilie nicht inhaltlich oder illustrativ wichtige Beiträge zu liefern hätte.

Darf ich daraus ein scheinbar paradoxes Facit ziehen?

*Bibliophilie ist mehr als nur Bibliophilie.*

Diese «abseitige Liebhaberei» greift allerorten ins Leben, in brennende Fragen der Gegenwart. Kann es denn anders sein? Wir halten in unsren Büchern ja den kostbarsten Schatz aller Überlieferung in Händen, eine ganze Welt des Schönen, Tiefen, Hohen, Wahren, Guten, Nützlichen – nein, nicht *eine* Welt – *die* Welt selbst! Denn sie spiegelt sich in ihrer Ganzheit in unsren Büchern.

### *FRANZ KARL GINZKEY*

#### DAS BUCH

Für meine Seele kommt Besuch,  
Ein schönes wohlgewachsenes Buch.  
Zur Lampe trag' ich's sorglich hin,  
Vielleicht steckt auch ein Mensch darin?  
Doch Menschen blühn in dünner Saat,  
Vielleicht ist's nur ein Literat?  
Doch nein, bei Gott, wer hätt's gedacht,  
Ein Mensch ist's, der da weint und lacht,  
Schon weilt er mir leibhaftig nah,  
Lebendiger noch, als stünd er da.  
Mir wird Erkenntnis, wird Bescheid  
Von fremder Seele Lust und Leid.  
(Das wird nicht allzu ferne sein  
Von eigner Seele Lust und Pein.)  
So fühlt sich Leid von Leid bewegt,  
Wie Woge sich an Woge schlägt;  
Und wenn die letzte Schranke fällt,  
Rauscht auf der tiefe Strom der Welt.  
Mit wunschgestillter Seele Dank  
Führ ich den neuen Freund zum Schrank.  
Dort ruht mir Freund an Freund gereiht,  
Wer spricht da noch von Einsamkeit?